



Gergeant Gardener.

Aus den Mykterien des indischen Verbrecherlebens.

Geraume Zeit schon herrschen in der Provinz Birma in Indien hinsichtlich der Sicherheit des Landes die unhaltbarsten Zustände, ohne daß die örtliche Polizei in der Lage war, dem Treiben der Verbrecher Einhalt zu gebieten. Erst nachdem der bekannte Kriminalinspektor Samuel Barrick zum Leiter der angestellten Nachforschungen bestimmt worden ist, haben die Uebergriffe ein Ende gefunden. Barrick berichtet jetzt über seine interessanten Erlebnisse bei der Aufklärung der mysteriösen Verbrechen in einer ausführlichen Broschüre, aus der wir folgende Einzelheiten wiedergeben wollen.

Der Mittelpunkt der ganzen Kriminalaffäre war ein Dorf namens Shwabo, in dem trotz der Gegenmaßnahmen unaufhörlich die rätselhaftesten Raubmorde begangen wurden. Das erste, was Polizeieinspektor Barrick überhaupt tat, bestand darin, sein Hauptquartier in das kleine Städtchen zu verlegen. Unter den wenigen Soldaten, die dem Orte als Garnison dienten, befand sich auch ein Sergeant namens Gardener, der Barrick von früher her bekannt war und den er natürlich sofort ins Vertrauen zog. Gardener übte bei seiner kleinen Truppe die Funktion eines Verpflegsunteroffiziers aus und sorgte auch dafür, daß die umliegenden englischen Posten regelmäßig mit Lebensmitteln und Waffen versorgt wurden.

Als sich Barrick eines Tages außerhalb des Städtchens auf der Jagd befand, teilte ihm der Sergeant mit, daß ihm auf rätselhafter Weise ein äußerst wertvolles Gewehr gestohlen worden sei. Er fügte hinzu, daß die Eingeborenen, die seit einigen Tagen in seinen Diensten gestanden hatten, ebenfalls spurlos verschwunden seien. Der Kriminalinspektor hielt die Angelegenheit zunächst für belanglos, aber bald meldete ihm Gardener von einem ähnlichen Fall, und nun tauchte in Barrick die Vermutung auf, daß diese kleinen Diebstähle mit den geheimnisvollen Verbrechen, mit deren Aufklärung er betraut war, zusammenhängen mochten.

Eines Abends traf ein Kurier in der Wohnung Barricks ein und meldete, daß jenseits die Bewohner des in der Nähe gelegenen Dorfes namens Kumbeloo von den mysteriösen Verbrechen überfallen und ermordet worden seien. Als Barrick sich sofort an Ort und Stelle begab, erfuhr er folgen-

des: Gegen 11 Uhr abends wurde das Dorf, während alles im tiefsten Schlafe lag, von einem furchterlichen Knall aufgejagt, dem unmittelbar darauf eine Reihe von Rerven aufreißenden Schreien folgte. Alle Einwohner stürzten aus ihren Hütten und sahen nun zu ihrem größten Schrecken eine riesige Figur von etwa 3 Meter Höhe vor sich, aus deren Augen Flammen züngelten und deren Mund ein furchterliches Gebrüll entrollte. Von tödlichem Schrecken ergriffen, liefen die Bewohner davon und auch die wenigen englischen Soldaten verließen ihren Posten, weil das Ungeheuer von mehreren Dutzend schwerbewaffneten Eingeborenen begleitet war, die jeden, der ihnen entgegentrat, auf der Stelle niedermehlten. Das ganze Dorf wurde ausgeplündert, alle Wertgegenstände davongeschleppt. Von den Tätern jedoch fehlt jede Spur, und auch Barrick gelang es trotz größter Bemühungen nicht, den geheimnisvollen Raubüberfall aufzuklären. Der englische Polizeieinspektor gewann jedoch bald die Ueberzeugung, daß die rätselhaften Bande vorzüglich organisiert und vor allem über die kleinsten Tatsachen des englischen Wachdienstes genau orientiert sein mußte. Denn wie schon so oft, hatte auch im Falle Kumbeloo der Ueberfall an einer Stelle stattgefunden, an der die englischen Posten am schwächsten vertreten waren.

Es blieb aber trotzdem Barrick nichts anderes übrig, als sich ärgerlich nach Shwabo in sein Hauptquartier zurückzuziehen, wo er sich die Ueberwachung gewisser verdächtig erscheinender Eingeborener zur Aufgabe macht. So sehr er sich auch bemühte, es war keine Spur der mysteriösen Verbrecher zu entdecken. Nur eines wurde ihm klar, nämlich, daß sie gute Beziehungen zu den Bewohnern des Städtchens Shwabo unterhalten mußten. Welch jeltzamer Art diese jedoch waren, sollte ihm bald darauf auf gänzlich überraschende Weise zur Kenntnis kommen.

Es verging über eine Woche, ohne daß gegen die geheimnisvolle Verbrecherbande irgend etwas unternommen wurde. Endlich bestellte Barrick seinen Vertrauten, den Sergeanten Gardener, zu sich, um mit ihm bei einer Jagdpartie einen Organisationsplan zu verabreden. Es wurde vereinbart, zwei Tage später in der Gegend eines benachbar-

ten Dorfes eine großzügig angelegte Razzia zu veranstalten, zu der alle zur Verfügung stehenden Truppen herangezogen werden sollten.

Gardener war von diesem Plan begeistert und traf, wieder zu Hause angekommen, die nötigen Vorbereitungen. Zur verabredeten Stunde wurde denn auch tatsächlich der Plan in die Wirklichkeit umgesetzt. Alle Truppen verließen die Garnison, nur Gardener selbst wurde auf seinen Wunsch mit wenigen Soldaten zum Schutze des Städtchens in Shwabo zurückgelassen.

Die rätselhaften Verbrechen in der Provinz Birma hätten wohl nun bis heute noch nicht ihre Aufklärung gefunden, wenn nicht jetzt ein Ereignis eingetreten wäre, das alle Absichten des Polizeieinspektors über den Haufen warf. Denn kaum hatte sich die Truppe einige Kilometer von Shwabo entfernt, als aus einem Gebüsch ein Eingeborener hervortrat, der Barrick dringend zu sprechen wünschte.

Atemlos teilte ihm der Jnder mit, daß der Plan der englischen Polizei verraten sei. Man möge sich nach Shwabo zurückbegeben, denn wahrscheinlich würde sich dort noch Ueberraschendes zutragen usw.

Samuel Barrick, der sonst auf dergleichen Zuträgereien wenig zu geben pflegte, schenkte jedoch in diesem Falle dem Manne Glauben, machte sofort kehrt und ließ die ganze Stadt von einem dichten Postenneh umstellen. Er selbst ritt mit einer starken Eskorte auf dem kürzesten Weg in die Garnison zurück.

Der Jnder hatte die Wahrheit gesprochen. Es waren in der Tat erstaunliche Dinge, die sich in Shwabo ereigneten. Die Entfernung der gesamten Garnison hatten die geheimnisvollen Verbrecher zu einem Ueberfall auf das Städtchen benützt. Zahlreiche Häuser waren schon ausgeplündert worden, ein Teil der Bewohner lag bereits ermordet vor den Häusern. Das rätselhafte Ungeheuer mit den feuerpeinenden Augen stampfte wieder durch die Straßen. Sein Auftreten war diesmal von kurzer Dauer, denn Barrick war mit seinen Soldaten gegenüber den Banditen in der Ueberzahl. Der größte Teil wurde von ihnen auf der Stelle erschossen, ein Teil jedoch gefangen genom-

men. Der riesige, drei Meter hohe, unheimliche Götz, der allen Fndern so großen Schrecken eingejagt hatte, wurde von Barrit persönlich und einigen seiner Leute überwältigt und gebunden. Es war eine auf Setzeln gehende Maske, wie man sie bei religiösen Feierlichkeiten in Indien benützte, deren Inneres ein Geheimnis barg, wie es der Polizeinspektor wohl am allerwenigsten erwartet hätte. Als man nämlich den Leib des Ungeheuers öffnete, kam ein Mann zutage, der der Organijator der ganzen Unruhen in der Provinz Birma gewesen war: Sergeant Gardener, der Vertraute Samuel Barrids. Er hatte seine Vertrauensstellung zu verbrecherischen Zwecken ausgenützt und es wohl verstanden, durch allherhand erfur-

dene Geschichten den Verdacht von sich abzulenkten. Monatelang war ihm sein gefährliches Treiben geglückt, jetzt endlich aber hatte er durch Zufall einen Stärkeren gefunden. Damit hatten die mysteriösen Verbrechen ihre Aufklärung gefunden und die Justiz konnte ihre Arbeit beginnen. Bevor es jedoch so weit kam, fand dieser in der indischen Kriminalgeschichte der Gegenwart einzig dastehende Fall noch eine tragische Wendung. Wenige Tage nach seiner Verhaftung fand man den verbrecherischen Sergeanten Gardener, der in das Gefängnis nach Birma geschafft worden war, in seiner Zelle ermordet auf! Seine Komplizen hatten ihn der irdischen Gerechtigkeit entzogen.

Rodo N. B o j e l.

Empor den Blick.

Von Heinrich Bartel.

Werft von Euch, was Euch elend macht,
Und was die Enge Euch geboren!
Was noch kein Heiland Euch gebracht,
Nur Mut! Es ist Euch un verloren.

Verseucht den Roderdunst der Zeit,
Darin sie Geist und Leib Euch töten!
Empor den Blick, die Herzen weit!
Erkenntnis, Tatkraft ist vomöten.

Wohl trennen Ströme Wunsch und Tat,
Dra'n Berge, kassen tiefe Gründe —
Doch weiß Euch die Erkenntnis Rat:
Daß Wollen sich am Wunsch entzündet.

Das kleinste Saat Korn kann gedeih'n,
Die kleinste Kraft selbst kann befrei'n;
Horch auf! Ein Ruf geht durch die Nacht:
Erwacht! Erwacht!

Zwei Briefe.

Von Berthold Linning.

Liebe Frieda,

die zwei Tage, die ich bei Euch verbracht, waren für mich sehr angenehm und ich danke Dir und Deinem Mann für Eure liebe Gastfreundschaft. Aber ich mußte mir, mochte ich wollen oder nicht, vielerlei durch den Kopf gehen lassen, was Euer Leben betraf. Siehst und ich kann nun nicht anders, ich bin aufrichtig — sei nicht beleidigt, es kommt vom Herzen. Bei Euch ist allerlei nicht ganz so gut und schön wie es sein könnte. Ihr arbeitet beide den ganzen Tag und schindet Euch ab — aber es fehlt doch die notwendige Erholung und ein wenig gelegentlich Nichtstun, auch dann und wann einmal die fröhliche Ausgelassenheit. Bitte, sei nicht verlegt — ich komme gleich darauf, wie man es bessern kann. Aber zuvor noch eins: mir scheint, daß Du Dich selbst etwas schöner kleiden solltest, weißt Du: die Männer werden dadurch immer freundlich beeinflusst — du mußt das nicht mißverstehen, aber ein etwas schlampiges Aussehen gibt immer eine dumpfe Stimmung ins Haus. Der Bübitopf allein tut's nicht — er muß auch gepflegt sein, und wenn es nur ein ordentliches Behandeln mit dem Kammm wäre.

Also, was ich meine, ist dies: es ist die besondere Aufgabe der Frau, für den Mann und für die Kinder, ein freundliches Heim zu schaffen, aber vor allem sich und die Kinder möglichst gepflegt zu präsentieren. Ich meine nicht Putz und Schmuck, sondern so etwas mehr Sonntag in den Alltag hinein. Ich rate Dir, versuch es einmal eine Zeit lang und laß lieber ein wenig das viele Scheuern der Fußböden zurückgehen dafür. Dein Mann wird es vielleicht

nicht mit dem Verstand bemerken, aber in seinem Unterbewußtsein wird es erkannt und er, der ein wenig unselbständiger Natur ist, wird sicher mehr auftauen. — Sag ihm nichts von diesem Brief, verzeih, daß ich mich so in Deine Sachen mische! Herzlichst Deine Else.

*

3. August.

Liebe Else,

zuerst war ich wütend über Dich und verbrannte den Brief. Aber es ließ mir keine Ruhe, und jetzt kann ich Dir's ja schreiben. Also es fing so an, daß ich den ganzen Tag bei allem, was ich tat, daran denken mußte, wie man dies möglichst angenehm einrichten sollte. Ich fing natürlich, das wirst Du begreifen, bei mir selbst an; und obwohl ich mich tagelang über Deine Offenheit ärgerte, so hättest Du doch sehen können, daß ich mich wahrhaftig so ordentlich trug, als ob jeder Tag ein Sonntag wäre. Als mein Mann gestern einen Besuch brachte, meinte ich, trotz der Notwendigkeit zum sparen sei es angezeigt, etwas anzubieten, und es war dann sehr angenehm, mein Mann und den Besuch hatten eigentlich vor, nachher ins Wirtshaus zu gehen, blieben aber — nur weil der Tisch schön gedeckt war. Und der Fremde meinte — halte mich nicht für eitel, Else, aber es tat mir wohl, es zu hören — also er sagte: Karl, wenn ich so eine appetitliche Frau und ein so sauberes Heim hätte . . . und dann sagte er etwas, was mich rot werden ließ: „Solche Frauen mit leuchtenden Seelen gehören als Gefährten des arbeitenden Mannes, als Mütter der Kinder!“

Dein Brief erscheint mir jetzt wie eine Offenbarung. Ich habe die Ueberzeugung, daß wir alle, die schaffenden Frauen aus dem Volke, es noch zu wenig verstehen, mehr Sonntag in die Woche zu tragen! Herzlichst: Deine Frieda.

Wie oft wurde Amerika entdeckt?

Der Kongreß der Vereinigten Staaten hat seine Sorgen. Es ist schwierig, 50.000 Dollar zu einem Denkmal für den Entdecker Amerikas zu bewilligen, wenn man sich nicht darüber einig werden kann, wer dieser Entdecker gewesen ist. Wir haben in der Schule gelernt, daß Kolumbus im Jahre 1492 diesen Kontinent entdeckte. Die Kongreßmitglieder aus den Gegenden mit starker italienischer Wählerchaft setzen sich naturgemäß dafür ein, daß Kolumbus das Denkmal beläme. Das war aber eine schwere Beleidigung für die querköpfigen und temperamentvollen Iren, deren Kongreßmitglieder zur größten Verblüffung des Hohen Hauses mitteilten, daß bereits im 6. Jahrhundert ein Ire Amerika entdeckt hätte.

Leider haben die Waliser verfehlt, nun auch ihren Denkmalskandidaten Madoc aufzu-

stellen, der angeblich mit 10 Schiffen im Jahre 1170 an der Küste von Florida oder an der Mündung des Mississippi landete und dort eine keltische Kolonie gründete. Es gibt zahlreiche Literaturangaben darüber, daß 100 Meilen oberhalb der Mississippimündung Indianer mit weißer Haut und roten Haaren lebten, die angeblich ein ganz reines Keltisch sprachen und sich zu einem Christentum bekannten, das sehr karl mit dem Druidentum, der Religion der alten Kelten, gemischt war. Die Sache ist etwas unsicher, aber zahlreiche Einzelheiten über die materielle Kultur und die sprachlichen Eigenheiten dieses erst im vorigen Jahrhunderts ausgestorbenen Indianerstammes lassen es nicht unmöglich erscheinen, daß die Ueberlieferung in ihren Grundzügen zu Recht besteht.

Das Kennen hat jedoch schließlich Leif Eriksson gemacht, der Sohn Erik's des Roten, der nun als garantierter erster Entdecker Amerikas sein 50.000-Dollar-Denkmal bekommt. Sein Vater, Erik der Rote, wurde im letzten Viertel des zehnten Jahrhunderts wegen Mordes aus Norwegen verbannt. Er fuhr nach Island und erfuhr dort wegen seiner beispiellosen Roheit das gleiche Schicksal. Diesmal ging er noch weiter nach Westen, entdeckte das heutige Grönland und gab ihm den Namen des grünen Landes, um durch diese bewußt verlogene Bezeichnung Ansiedler anzulocken. Das ist ihm auch gelungen. Ein paar hundert Leute fielen auf den Erid des vielbesungenen norwegischen Gelegenheitsmörders und Landschwindlers herein, schifften sich mit allem Hab und Gut und ihren Familien ein und gründeten in Grönland ein Gemeinwesen, nachdem einige hundert von ihnen durch Schiffbruch ums Leben gekommen waren. Im Jahre 1000 wollte Leif Eriksson seinen Vater in Grönland besuchen, verfehlte aber den Südpol Grönlands und landete aus Versehen an der Ostküste Nordamerikas. Es ist nicht näher bekannt, was Erik der Rote zu der nautischen Pflanzarbeit seines Sohnes gesagt hat. Aber es würde ihn sicherlich beruhigen, zu wissen, daß sein Sohn den Landsmann des famosen Herrn Nobile jetzt um eine ganze Denkmalslänge geschlagen hat.

Der Roman in der Telephonzelle.

Unlängst mußte ich in einer öffentlichen Telephonzelle an einer Straßenkreuzung längere Zeit auf Anschluß warten. Draußen warteten ungeduldig ein paar Leute. Den Hörer am Ohr, ließ ich meine Blicke über die Wände des kleinen Raumes schweifen, die von oben bis unten mit Notizen, Telephonnummern und anderen Bemerkungen vollgeschmiert waren. Einige stenographische Kritzeleien fielen mir auf, die, oft mit fliegender Hand und kaum noch leserlich, hingemalt, zusammenzugehören schienen.

„1. 4. — Ich habe dich den ganzen Abend erwartet. Warum bist du nicht gekommen?“ — „Ich konnte nicht. Sei heute wieder dort.“ — „Reise heute fort. Komme übermorgen wieder. Wann kann ich dich wiedersehen?“ — „Das Ekel hat mich die ganze Zeit beobachtet. Morgen vormittags bei Rumpelmayer.“ — „Er verzeiht morgen für einige Wochen. Bitte, rufe mich am Nachmittag an.“ — „Ich glaube, er läßt mich auch während seiner Abwesenheit kontrollieren. Sei vorsichtig. Abends bei dir.“

„2. 5. — Sei nicht böse, wenn du die nächsten Tage nichts von mir hörst. Das Ekel ist wie der Teufel hinter mir her.“

„7. 5. — Seit fünf Tagen nichts von dir gehört. Was ist geschehen?“

So ging das noch eine ganze Weile fort. Während das Fräulein schon zu wiederholten Malen um die Nummer bat, suchte ich verzwei-

felt nach einer Schlußbemerkung, nach irgend-einer Andeutung, wie diese nicht unbedenkliche Affäre wohl ausgegangen sei. Aber die stenographischen Zeichen brachen an einem Datum plötzlich ab. Es kam nichts mehr, was eine Lösung geben konnte.

Ungestim klopfte jemand an die Tür der Zelle. Ich hängt resigniert den Hörer an, und ging hinaus. Wütende Blicke der Wartenden

trafen mich. Die Tür krachte hinter mir zu. — — Wochenlang waren hier ein Mann und eine Dame ein- und ausgegangen und hatten sich auf geheimnisvolle Weise verständigt. Was war aus ihnen geworden? Hatte das „Ekel“ gesiegt? Oder hatte diese erzwungene Romantik eines Tages ihre natürliche Lösung gefunden?

Der verkehrsumbraute Kasten wird sein Geheimnis gut bewahren. W. R.

Räuber in der Nacht.

Großstück von 30 Hans Rösler

Es war eine denkwürdige Nacht, in der sich dies begab.

Das Haus lag einsam in einem hohen Tale, durch das ein kleiner Bach lief. Rings dehnten sich tiefe dunkle Wälder mit dichtem Unterholz und verfallenen Wegen. Kein anderes Haus stand in der Nähe, und nur wenige Wagen fuhrten am Tage an seiner Einsamkeit vorüber!

In der Nacht vom dreizehnten bis zum vierzehnten August geschah dann das grausige Ereignis.

Es war ein Freitag. Windstill und drückend lag der Abend über den Bäumen. Kein Vogel sang. Kein Ast bewegte sich. Ja, selbst der Bach hielt inne in seinem ewig gleichen Lied. Die unheimliche Stille ergriff sogar die Tiere. Die Kuh im Stall verweigerte das Futter und der Hund lag scheuen Blickes an der Kette und winselte.

So gingen die beiden Alten, die das einsame Haus allein bewohnten, zeitig zur Ruhe. Krochen in ihre dicken Federbetten, öflichten das Licht und versuchten zu schlafen. Aber die Hitze des Tages lag zu schwer auf ihnen. Das Bett drückte und durch das offene Fenster hörte man das ängstliche Klagen des Hundes. Im Nebenzimmer tickte die Uhr. Plötzlich blieb auch sie stehen. — —

In dieser Minute setzte plötzlich ein Sturm ein. Man hörte ihn nahen wie einen schweren Wagen. Er rannete gegen das Haus, rüttelte am Gebälk, bog die Bäume und schlug deren Zweige gegen die Wände des Hauses. Der Hund heulte. Die Kuh begann zu rumoren. Der Hahn krächte mitten in der Nacht. Plötzlich — —

„Was war das?“ fuhr der Mann auf. — „Was?“

„Hast du es auch gehört?“ — „Ja!“
„Schritte?“ — „Schritte! Und die Tür!“
Beide lauschten. Ihre Ohren wuchsen über das ganze Haus. Saugten ängstlich jedes Geräusch. Lange.

Aber nichts rührte sich.
„Eigentlich könntest du einmal hinunter gehen und nachsehen“, meinte da der Mann zu seiner Frau.

„Ich?“
„Natürlich du. Warum nicht? Oder glaubst du etwa, ich hätte Angst. Lächerlich. Natürlich kann ich auch gehen, aber warum soll ich aus dem warmen Bett?“

Da krachte es wieder. Als wenn eine Tür eingeschlagen würde. Drei dumpfe Schläge folgten.

„Hilfe!“ schrie ein Mensch. „Hilfe!“ — Aber die Stimme erstarb. Abgedroffelt.

„Um Himmels willen“, zitterte der Mann im Bett. „Ein Mord! Unmittelbar unter uns. Es muß im Wohnzimmer sein. Geh doch mal runter. Geh doch mal runter, Weib!“

„Ich habe Angst, Mann.“
„Quatsch! Runtergehen sag ich!“ schrie er. „Totgeschlagen lassen werde ich mich hier oben. Du siehst nach, was los ist. Vielleicht reißten sie aus. Aber mache die Tür gut hinter dir zu!“

Die Frau stand auf
„Laß mich hier“, sagte sie noch einmal.

„Du gehst hinunter. Das ist deine Pflicht als Hausfrau. Aber gut die Tür hinter dir schließen.“

Da band sich die Frau ihren Unterrock über und schlich aus dem Zimmer. Sprang er auf. Riegelte die Tür, durch welche die Frau gegangen, fest zu. Schob Ister: und Kasten davor. Und stand

Noch hörte er die Schritte der Frau auf der Treppe. Dumpf, langsam, mit vortäuschend.

„Ist jemand hier?“ Klang es herauf.

Aber ein Schrei spülte alle hinweg. Ein Schrei des Entsetzens. Ein Schrei, nicht mehr der Angst, sondern der Furcht. Dann tönte ein Fall — als wenn ein Stuhl umfiel. Lähmendes Schweigen kroch schwer nach oben.

„Es wird ihr doch nichts passiert sein“, erwog der Mann, „man hört ja gar nichts mehr.“

Er preßte seinen Kopf an die Tür und lauschte.

Wenn er wenigstens Schritte hören würde!

Der Mann saß im Bett und wartete. Dann Oder Schreie! Oder Stöhnen! Oder irgend etwas! Aber so gar nichts!

„Hinunter zu gehen hat auch keinen Zweck.“
Stieg er da wieder, naß vor Angst, in sein Bett, „morgen früh werde ich ja zeitig genug erfahren, was los war!“

Er zog die dicke Decke über beide Ohren und schlief ein.

Am nächsten Morgen war schon die Polizei im Haus. „Bei Ihnen auch?“ — „Diese Nacht“, erzählte der Mann wichtig, „furchtbarer Lärm, mindestens zehn Männer; meine Frau ließ sich nicht abhalten, selbst nachzugehen.“

„Wir fanden sie ohnmächtig im Zimmer.“
„Das kommt davon. Sie wollte unbedingt hinunter. Ich habe sie gebeten, ich habe es ihr verboten, nichts half! Nicht wahr, Frau?“

„Ja, Mann“, nickte sie bleich vom Sofa herüber.

„Es war überall wie hier“, fuhr der Kommissar fort, „in noch zwanzig einsamen Gehöften ist diese Nacht eingebrochen worden. Fehlt ihnen etwas?“

„Ich glaube nein!“

„Die Schränke lagen umgestürzt, sämtliche Fenster waren ausgehängt, zerbrochenes Holz liegt hier, wie in allen anderen Fällen. Waren die zerfallenen Bretter im Zimmer?“

„Nein, sie lagen vor dem Haus!“

Gestohlen wurde also auch hier nichts. Und Mord? Die große Muttlache inmitten des Zimmers! — Haben Sie Schreie gehört?“

„Ja, zweimal hintereinander!“

„Man hat nirgends einen Toten gefunden. Aber überall hörte man in der Nacht Schreie, überall war der Boden feucht von Blut.“

Dann machten die Beamten Aufnahmen des Zimmers, ließen den Mann das Protokoll unterschreiben und gingen fort.

Zwei Tage vergingen. Nichts neues hatte sich ereignet.

Vom Täter keine Spur.

Da brachte eines Morgens der Postbote einen großen Brief — schwarzgerändert, rot-beschriftet. Der Mann brach ihn auf und las:

„Wir bedauern, Sie vor einigen Nächten gestört zu haben. Aber Sie tragen selbst die Schuld. Warum ließen Sie unsere Aufforderung und unsere Schreiben unbeachtet?“

Wir sind keine Räuber, keine Mörder, Diebe, Brandstifter. Wir haben Bretter mit dem Beil zertrümmert, um zertrümmerte Türen vorzutäuschen. Wir haben geschrien, wie Frauen in der Not. Wir haben mit Ochsenblut den Boden bestrichen. Wir haben die Schränke vorsichtig umgelegt, damit nichts zerbricht. Wir haben Ihre Frau, als sie bei unserem Anblick in Ohnmacht fiel, sorgsam auf das Sofa gelegt.

Wie aber, wenn wir wirkliche Räuber gewesen wären? Wenn wir Ihre Wohnungseintrichtung zertrümmert hätten? Wenn wir mitgenommen, was mitnehmerswert war? Wenn wir Ihre Frau erschlagen und sie erschlagen hätten? — Hatten Sie die Möglichkeit, Hilfe herbeizurufen? Nein!

Darum — und die Notwendigkeit wollten wir Ihnen beweisen — lassen Sie sich noch heute unser Patenttelefon mit Hilferuf legen!“

Wahlkampf vor 2000 Jahren.

Die jüngsten Ausgrabungen in Pompeji haben den Beweis erbracht, daß die römische Villenstadt mitten im Wahlkampf für den Gemeinderat stand, als sie von dem Ausbruch des Vesuvus überrascht und verschüttet wurde. Die Wahlmethoden glichen fast ganz den heute üblichen, so sonderbar das auch scheinen mag, mit der selbstverständlichen Einschränkung, daß den Römern Papier und Druckverfahren unbekannt Dinge waren. Dennoch sind die Häuserfronten der jetzt freigelegten Straßen mit Wahlplakaten bedeckt, die unseren Wahlaufrufen auf ein Haar gleichen. Den Plakatverkleitern Pompejis blieb freilich eine ungleich schwerere Arbeit zu tun als ihren modernen Nachfahren. Zunächst kam es darauf an, sich einen Platz auf der Mauer zu sichern. War dies geschehen, so trat der „Albator“, der Weißwäscher, in Funktion. Er grundierte die weiße Fläche, die für das Wahlplakat an der Mauer auserwählt war. Nach ihm kam der „Scriptor“, der Schreiber, dem bei seinem Werk der „Laternarius“, der Leuchtenträger, helfen mußte, damit er auch in der Nacht seine Tätigkeit ausüben konnte. Die Empfehlungen der Kandidaten auf den Plakaten zeichnen sich zum meist durch ihre drastische Fassung aus. So liest man auf einem: „Stimmt für Manja. Er war niemals betrunken.“ Ein anderes Plakat rühmt, daß „Julius Flavius Sabinius ein weißes Schaf in einer schwarzen Herde ist.“ „Wenn ihr gutes Brot haben wollt, so wählt Grachus Frisius,“ heißt es auf einem anderen. Obgleich die Frauen kein Stimmrecht hatten, spielten sie doch im Wahlkampf eine wichtige Rolle. Das scheint besonders bei einer gewissen Millina der Fall gewesen zu sein, die ein Plakat mit folgendem Inhalt unterzeichnete: „Millina hofft, daß jede Frau ihren Gatten veranlassen wird, seine Stimme dem Lucius Secundus zu geben.“ Auf einem anderen liest man: „Die Kandidatur des Lucius Tirrenus wird von seiner treuen Großmutter warm empfohlen.“ Und ein „Flapper“ aus jener längst vergangenen Zeit erläßt eine die Wahl von Julius Politius empfehlende Ankündigung, in der die Dame rühmt, daß der Kandidat so schön wie Apoll sei. Die Inschriften sind so frisch erhalten, als wären sie eben erst auf die Mauer gepinselt. Das ist der Lava zu danken, die die Plakate luftdicht abschloß.

Irischer Witz.

(Aus dem Book of Humour, Wit and Wisdom.)

Zwischen dem Agenten einer politischen Partei und einem irischen Wähler fand am Vorabend einer Wahl folgendes Gespräch statt:

„Du bist römisch-katholisch.“ — „Bin ich das?“

„Bist du es nicht?“ — „Du sagst ja, daß ich es bin.“

„Nach keine Fragen, was ist deine Religion?“ — „Die wahre.“

„Welche Religion ist das?“ — „Meine.“

„Und welches ist deine Religion?“ — „Meiner Mutter Religion.“

„Und die ist?“ — „Sie trinkt Brantwein zum Tee.“

„Ich werde dich schon kriegen,“ rief der Agent, wütend über den Burschen, dessen Spottlust den Zuhörern sehr gefiel.

„Du bekrenzigst dich, nicht wahr?“ — „Wenn ich mit dir fertig bin, gewiß.“

„Wohin gehst du, um zu beten?“ — „Wo es mir am bequemsten ist.“

„Was ist deine Ueberzeugung?“ — „Daß du nichts aus mir herausbringen wirst.“

„Was ist dein Glaube?“ — „Ich glaube, daß du jetzt in die Enge gerrieben bist.“

„Beichlest du?“ — „Dir nicht.“

„Jetzt hab ich's. Zu wem schickst du, wenn du stirbst?“ — „Zu Dr. Millner nebenan.“

„Nicht um Priester?“ — „Da müßte ich erst einen Boten haben.“

„Verflucht sei dein Mundwerk. Was sind deine Ansichten.“ — „Die meines Hausmeisters.“

„Und die sind?“ — „Dieselben wie meine, daß ich das letzte Quartal Miete nicht zahlen werde.“

Die letzte Antwort rief ein brüllendes Gelächter der Leute hervor. Der Agent schrie wütend

„Ich besteho darauf, daß du geradeheraus sagst, ob du römisch-katholisch bist.“ — „Das bin ich.“

„Könntest du das nicht sofort sagen?“ — „Du hast mich ja gar nicht danach gefragt.“

„Gewiß tat ich das.“ — „Nein“, sagte Paddie, „du hast es nur etwa behauptet. Dann gingst du mit allerlei dummen und trummen Fragen auf mich los, und ich dachte, ich müßte mein Betragen dem deinen anpassen.“

Mit dieser letzten Antwort hatte Paddie die Lacher wiederum auf seiner Seite.

Los Angeles, das Hundeparadies.

Los Angeles ist nicht nur die Hauptstadt des amerikanischen Filmreiches, von dem das bekannte Hollywood nur einen Teil darstellt, sondern es ist auch das amerikanische Hundeparadies. Die Tausende von jungen Männern und Frauen, die in den Hollywooder Ateliers beschäftigt sind, haben fast jeder zum mindesten einen Hund, an dem sie zärtlich hängen. Die Männer bevorzugen die deutschen Polizeihunde, während die Damen mehr für russische Wolfshunde und Terrier schwärmen. Dazu kommen noch die vierfüßigen Lieblinge der Filmkolonie selbst, die als Darsteller Verwendung finden; darunter befindet sich mancher Hundestart, der berühmter ist als viele menschliche Schauspieler und ein weit größeres Einkommen hat, als die meisten Filmstars. Doch nicht nur die Filmwelt schwärmt für Hunde, sondern die Liebe zu diesen Freunden des Menschen ist in Los Angeles überhaupt tief eingewurzelt, und die Zahl dieser vierfüßigen Lieblinge ist überaus groß. Natürlich sucht man ihnen ihr Leben so angenehm wie möglich zu machen und möglichst viel für ihre Schönheit zu tun. Die gewöhnliche

Hundehütte ist in diesem Paradies längst abgeschafft; die Tiere wohnen vielmehr in „Hundehäusern“, die vielfach luxuriöser und bequemer ausgestattet sind als die meisten menschlichen Wohnungen. Eine ganze Industrie für die Hunde ist schnell entstanden. So zeigte kürzlich ein Zahnarzt in Los Angeles an, daß er sich vollständig auf Hunde-Zahnheilkunde spezialisiert habe, und sein Geschäft blüht. Dann kamen die Hunde-Badeanstalten. Der erste, der eine solche Einrichtung eröffnete, lenkte dadurch die Aufmerksamkeit auf sich, daß er seine Stunden in schönen Kraftwagen abholte. Diese Hundebäder führen nun von San Pedro nach Hollywood und von San Fernando nach San Gabriel, kurz durch ganz Los Angeles und brachten die Hunde nach der Badeanstalt. Manchen Tag wurden die prachtvollen Kachelwannen von 400 Hunden benutzt, und das eine Institut genügte bald nicht mehr für die Nachfrage, so daß andere geschaffen wurden. Einer suchte den anderen zu übertrumpfen. Die neueste Anstalt dieser Art ist nicht für Hunde, sondern auch für Katzen bestimmt, und um das Geschäft zu beleben, erfolgt die Bezahlung nach dem Pfund, d. h. der Eigentümer des Hundes oder der Katze entrichtet seine Gebühren nach dem Gewicht des Tieres, wobei ein Pfund zehn Cents kostet. Auf diese Weise können die winzigen mexikanischen haarlosen Hunde, die manne Schöne von Los Angeles in ihrem Arm trägt und die nicht mehr als ein Pfund wiegen, für 10 Cents gebadet und getrocknet werden, während ein irischer Wolfshund, ein Bernhardiner oder sonst der Vertreter einer großen Hunderrasse, der 100 und noch mehr Pfund wiegt, sehr viel mehr bezahlen muß. Es gibt einen riesigen Wolfshund, der der Star manchen Films gewesen ist, dessen Gewicht 300 Pfund beträgt und der daher seinem Herrn 30 Dollar beim Baden kostet. Mit den Badeanstalten stehen natürlich Schönheitslokons in Verbindung, in denen die Hunde gekämmt, frisiert, „pedikürt“ und auch sonst mit Schönheitsmitteln behandelt werden. Eine vollständige derartige Behandlung des Hundes kostet 10 Dollar; dabei erhält er auch eine „Dauerwelle“. Baden, reinigen und frisieren des Fells kostet 5 Dollar.

— Weiteres. —

Der Schlüssel. Eines Tages befand ich mich auf einer weisfährlichen Himmelsbahnstation. Vor der Toilettentür klebte ein Schild: „Schlüssel bei der Putzfrau!“ Auf der Werkstättenür der Putzfrau stand mit Kreide geschrieben: „Schlüssel in der Wohnung — zwei Treppen hoch!“ Ich mußte den Schlüssel haben, also stieg ich bergan. Vor der Wohnungstür las ich einen mit Bestzwecken besetzten Zettel: „Verreißt. Schlüssel am Gepäckschalter!“ Ich kletterte abwärts zum Gepäckschalter. Vor dem Gepäckschalter baumelt ein Plakat: „Geschlossen!“ Wen hätte nicht in diesem Augenblicke eine rasende Wut gepackt? Ich trommelte mit den Fäusten gegen die Gepäckschalterscheibe. Ein Schieberstücken öffnet sich, und ein verknüllter Patriarchenlopf mit einer qualmenden Jägerpfeife fragte zornbeugend: „Wat soll da Schandal, hä?“ Ich brüllte nach dem Schlüssel. Der Patriarch reichte mir einen rostigen Haken und sagte: „Hier ist er. Aber der Bart an dem Schlüssel ist ab!“ Frage und Antwort. „Könnt ihr mir sagen, welches Tier dem Menschen am nächsten kommt?“ will der Lehrer wissen. — „Der Flob“, antwortet Max. Ein junger Bankier, der mit einer Filmdiva verheiratet war, sagte einmal zu ihr: „Ich war heute bei einer Wahrsagerin und habe mir für 100 Dollar die Zukunft deuten lassen.

Weißt du, was sie mir gesagt hat? Sie sagte mir, daß du mich nicht liebst!“ — „Du Idiot!“ rief die Diba, „das hätte ich dir umsonst sagen können!“

Der sparsame Schotte. Jed, am ersten Tage auf der Hochzeitsreise, kauft seiner Angetrauten als Geschenk eine Tafel Schokolade. Er bricht ein Stück ab und gibt es ihr. Sie wartet, ob was nachkommt. Schließlich sagt sie: „Und der Rest?“ — „Der Rest? Einst für unsere Kinderchen!“

Ein Reinlichkeitsfanatiker. Ich habe jedes Jahr einmal, zu Weihnachten, ob's nu nötig is oder nich —

Nach der Oper. „Verzeihung, ich habe doch wohl den großen Vorzug hier auf der Straße unseren großen Passanten mit seiner phänomenalen Stimme zu sprechen Ein solches Glück...“ — „Zu gütig gnädige Frau. Womit kann ich dienen?“ — „Ich finde mein Auto nicht. Rufen Sie mal Charlie!“

Was mancher nicht weiß.

Hugo Grotius, 1583—1645, der Begründer der Wissenschaft vom Völkerrecht, Verfasser des berühmten „De iure belli et pacis“, behielt, als er einmal in Frankreich der Musterung einiger Regimenter beiwohnte, die vorgelesenen Namen sämtlicher Soldaten.

In der Ilias und Odyssee werden als Ärzte Machaon und Podaleirios, die Söhne des Asklepius bezeichnet; außer diesen adeligen Ärzten werden aber in der Ilias ohne Namensnennung noch andere Berufsärzte erwähnt, deren Stand zu den Volksarbeitern gezählt wird, die man herbeiruft, wenn man ihrer bedarf, die aber, wie aus dem anatomischen Wissen der homerischen Dichter abgeleitet werden kann, teilweise aus der Beobachtung bei Zerstückelung von Feindesleichen wahrscheinlicher auch durch Deffnung von Feindesleichen gewonnen haben müssen.

Im Jahre 1467 erschien auf dem Armbrustschieß in München der erste „Glückslopf“; die erste Geldlotterie entstand 1615 in Hamburg.

Unter 6905 Ortsbezeichnungen aus Deutschland, Deutschösterreich und der deutschen Schweiz, die mit Verwendung von Holzartenamen gebildet sind, weisen nur 790 auf Nadeln, 6115 aber auf Laubholz hin.

50 Millionen Reichsmark werden jährlich in Deutschland an verbrauchten Zigarettenpackungen fortgeworfen.

Bereits im Jahre 255 v. Chr. druckten die Chinesen mit stempelähnlichen Reppritstempeln in weichen Ton; 105 n. Chr. stellten sie das erste Papier her, 100 Jahre später bereits fabrikmäßig. Das erste chinesische Papiergeld stammt aus dem 10. Jahrhundert, und bald darauf hört man von der ersten Inflation.

Schon in den steinzeitlichen Kindergräbern fand man Puppen aus Ton und Stein. In Rom gab man den kleinen Mädchen Nachbildungen der schönen Königin Poppäa (daher Puppe), zum Spielen. Im Mittelalter nannte man die Puppe „Tode“.

Bei Herstellung einer Nähadel sind etwa 80 verschiedene Arbeiter tätig, die jährlich 80 Millionen Nadeln fertigen, während es ein Handarbeiter auf höchstens 3000 Stück bringt.

Die erste Laute fertigte der persische Philosoph Manes, der Stifter der Manichäerlehre, aus einer Schildkrötenschale. Laute ist die persische Bezeichnung für Schale.

Die älteste Nachricht über die Zigarre findet sich in der 1555 erschienenen „Geschichte Nikaraguas“, wo der Verfasser von „gerollten Krautblättern“ der Indianer redet.